



Zwanzig Millionen Vögel. Jedes Jahr. Verschwinden. Einfach so.

Man muss diese Zahl einen Moment wirken lassen. Zwanzig Millionen gefiederte Stimmen, die verstummen. Zwanzig Millionen kleine Lebenszeichen, die nicht mehr über Felder huschen, nicht mehr in Hecken zwitschern, nicht mehr den Frühling ankündigen. Und während die Natur leiser wird, hört man aus manchen politischen und landwirtschaftlichen Kreisen vor allem eines: das zufriedene Brummen der Pestizidspritze.

Denn offenbar gilt noch immer die einfache Formel: Mehr Chemie auf die Felder bedeutet mehr Ertrag, mehr Effizienz und damit glückliche Bauern. Dass dabei ganze Ökosysteme unter die Räder geraten, scheint für viele lediglich ein bedauerlicher Kollateralschaden zu sein. Man könnte fast meinen, die Feldlerche habe einfach vergessen, sich an die wirtschaftlichen Notwendigkeiten anzupassen.

Die Zahlen der Vogelschützer sind alarmierend. Besonders die kleinen Singvögel verschwinden. Schwalben, Spatzen, Meisen – jene Arten, die Generationen von Menschen als selbstverständlichen Teil ihrer Kindheit erlebt haben. Wer heute auf dem Land unterwegs ist, merkt den Unterschied oft sofort. Früher war Vogelgesang die Hintergrundmusik eines Sommertages. Heute herrscht vielerorts eine Stille, die fast unheimlich wirkt.

Natürlich kennt man die Ursachen längst. Niemand muss mehr rätseln. Die intensive Landwirtschaft mit ihrem chemischen Arsenal vernichtet Insekten, auf die viele Vogelarten angewiesen sind. Hecken verschwinden, Feldränder werden beseitigt, kleine Rückzugsorte planiert. Die Landschaft wird zur industriellen Produktionsfläche optimiert – geschniegelt, geschniegelt und nochmals geschniegelt. Die Natur hingegen funktioniert nicht wie eine Fabrikhalle. Sie braucht Vielfalt, Unordnung, Leben.

Doch statt Konsequenzen zu ziehen, diskutiert man lieber darüber, wie Umweltauflagen weiter gelockert werden können. Schließlich darf der Traktor nicht durch unnötige Rücksichtnahme ausgebremst werden. Die Feldlerche soll sich gefälligst wirtschaftlich rentieren. Und die Schwalbe? Vielleicht könnte sie künftig einfach einen Businessplan vorlegen.

Der eigentliche Skandal liegt allerdings nicht nur im Artensterben selbst. Er liegt in unserer bemerkenswerten Fähigkeit, Warnsignale zu ignorieren. Vögel gelten seit Jahrzehnten als Gradmesser für den Zustand der Natur. Wenn ihre Bestände einbrechen, zeigt das ein viel größeres Problem an. Sie sind die Kanarienvögel im Bergwerk unserer Umwelt.

Doch wir handeln, als würden wir die Alarmglocken lediglich für störende



Hintergrundgeräusche halten.

Besonders bitter wirkt die Entwicklung deshalb, weil erfolgreiche Naturschutzprojekte zeigen, dass Veränderungen möglich sind. Der Weißstorch etwa hat sich vielerorts beeindruckend erholt. Wo Schutzmaßnahmen konsequent umgesetzt wurden, kehrte das Leben zurück. Die Natur reagiert erstaunlich schnell, wenn man sie lässt.

Aber genau darin liegt die Ironie unserer Zeit. Wir wissen, was funktioniert. Wir kennen die Ursachen. Wir kennen die Lösungen.

Und trotzdem machen wir weiter.

Vielleicht, weil Pestizide kurzfristig Gewinne sichern. Vielleicht, weil Wahlperioden kürzer sind als ökologische Prozesse. Vielleicht auch, weil ein verschwundener Spatz keine Lobby hat.

Irgendwann wird die Rechnung präsentiert. Nicht den Vögeln. Die sind dann längst weg.

Uns.

Und dann werden wir feststellen, dass man Biodiversität nicht einfach nachbestellen kann wie ein Ersatzteil für einen Mähdrescher.

Ein Kommentar von C. Hatty